

Readers may redistribute this article to other individuals for noncommercial use, provided that the text and this note remain intact. This article may not be reprinted or redistributed for commercial use without prior written permission from the author. If you have any questions about permissions, please contact Klaus Nellen at IWM, Spittelauer Laende 3, A - 1090 Vienna, Fax +(431) 31358-30, e-mail <nellen@iwm.at>.

Preferred citation: Judith Bösch, "Umkämpfte Zugänge zur Schrift. Theoretische und historische Aspekte geschlechtsspezifischer Autoridentitäten im französischen 17. Jahrhundert," in: *A Captured Moment in Time: IWM Junior Visiting Fellows Conferences, Vol. 10*, ed. by Adrienne Rubeli and Nina Vucenik. Vienna 2000.



Umkämpfte Zugänge zur Schrift. Theoretische und historische Aspekte geschlechtsspezifischer Autoridentitäten im französischen 17. Jahrhundert

Judith Bösch*

In this article I analyze some theoretical and historical aspects of the relationship between authorship and gender in 17th century France. I am especially interested in the gender-specific access to authorship and writing as well as in the construction of female and male author identities. In the first instance I discuss different theoretical approaches to authorship which - with reference to poststructuralism - all have in common the dismissal and deconstruction of the myth of the creative original genius. Instead they declare the author to be the symptom of specific discourse constellations, a semantic field of forces or the point of intersection of different discourses. Thus the figure of the author becomes important again, but this time in order to

* Ich danke der *Österreichischen Akademie der Wissenschaften* für die Förderung meiner Arbeit durch ein Dissertationsstipendium.

analyze specific cultural processes. As these approaches are mostly gender-blind and only oriented by male historical authors without taking their gender into account, they universalize a male, bourgeois author subject. Thus, they do not see specific forms of female authorship in the 17th century such as the collective salon writing or the hybrid work form of the “female” genre “letter.”

Moreover female authors encounter many difficulties on the level of subject constitution. When women are writing, their cultural identity is moving between different demands, which they have to fulfill as female sexed beings (gender identity), as persons belonging to a specific “class” (or for the 17th century it is better to talk about “social order”), as well as demands which correspond to the professional role of an author and which are traditionally associated with male attributes. Therefore ruptures in the identities of female authors and situations of conflict emerge.

Another aim of my article is to provide a theoretical model for the relational analysis of the construction of female and male authorship.

What follows are historical research results concerning processes of canonization, access to writing and orality, as well as the beginning professionalization in the literary field of 17th century France. The leading perspective for all historical questions is the constant focus on gender relations.

Autorschaftskonzepte – Vom autonomen Genie zum kulturellen Artefakt

Roland Barthes hat 1968 den „Tod des Autors“ ausgerufen. Paradoxerweise hat dies zu einer „Rückkehr des Autors“ geführt und eine unerschöpfliche Debatte in der Literaturwissenschaft und benachbarten Disziplinen ausgelöst. Gemeinsam ist all den Ansätzen, die im Rahmen dieser Diskussion entstanden, die Abkehr von einem autonom gedachten, genialen Schöpfer-Ich, das am absoluten Ursprung aller dichterischen Innovation steht. Dieses in der romantischen Genieästhetik zur Vollendung gelangte Konzept, das die Literaturwissenschaft bis weit ins 20. Jahrhundert bestimmte, wird von neuen subjektkritischen Positionen des Poststrukturalismus als Mythos entlarvt und dekonstruiert. Das Autorsubjekt wird neu in seiner raumzeitlichen Dimension bzw. im kulturellen Kontext verortet und selbst als kulturelles Artefakt betrachtet. Der Autor ist nicht Ursache, sondern lediglich Symptom einer bestimmten Diskurskonstellation. Damit wird das Interesse am Autor in unterschiedlichen Ansätzen, die ich im folgenden darzustellen versuche, auf eine völlig neue Grundlage gestellt.

Einen zentralen Ankerpunkt in der Auseinandersetzung mit Autorschaftstheorien bildet der bahnbrechende Aufsatz von Michel Foucault, „Qu’est-ce qu’un auteur“ (1969). Nach Foucault gilt der Autor als historisch aufgetretener Effekt einer Funk-

tionszuschreibung, als Prinzip der Gruppierung von Diskursen, als Einheit und Ursprung ihrer Bedeutungen, als Mittelpunkt ihres Zusammenhalts.¹ Die Einheit und Kohärenz eines Werkes wird auf die Identität eines konstruierten Subjekts bezogen. Ein solches Dispositiv verlangt eine doppelte Auswahl: einmal jene des Werks, dann jene der Lebensdaten, die geeignet sind, eine kohärente Biographie zu suggerieren, die die Autorposition unterstreichen soll.² Pierre Bourdieu beschreibt im Aufsatz „Die biographische Illusion“ die biographische Attitüde, die das Leben als ein kohärentes Ganzes darstellt. Die paradigmatische Institution zur Ich-Summierung und Ich-Vereinheitlichung ist der Eigenname als fester Designator, der in allen möglichen Welten dasselbe Objekt benennt. Die diese Identität beglaubigende Unterschrift ist das *signum authenticum*, die Signatur des Autors. Nach Bourdieu ist der Eigenname als Institution der Zeit und dem Raum enthoben, denn er ist, und somit das Subjekt, das er bezeichnet, immer mit sich selbst identisch. Damit wird laut Bourdieu das Unschärfe und Fließende der biologischen und sozialen Realitäten eliminiert. Diese Funktion des Eigennamens und der Signatur des Autors ist auf einer historischen Beschreibungsebene angesiedelt, d. h. Bourdieu und Foucault beschreiben, in welchen Konfigurationen das Autorsubjekt in der Geschichte immer wieder gesehen wurde. (Daß dieses prototypische Beschreibungsmodell historischer Autorschaftskonzepte seine Kohärenz und Eindeutigkeit jedoch durch einen blinden Fleck in bezug auf die Geschlechterdifferenz teuer erkauft, wird später noch zu zeigen sein.) Auf einer analytischen Beobachtungsebene kann und soll nun diese Einheit dekonstruiert werden. Dies geschieht z. B. in poststrukturalistisch orientierten Ansätzen, in denen das Autorsubjekt in Anlehnung an subjektkritische Theorien und an die Foucault'sche Diskurstheorie zum Schnitt-, Knoten- oder Kreuzungspunkt von Diskursen, symbolischen Ordnungen oder Systemen erklärt wird. Elisabeth Bronfen hat dafür die Metapher des „verknöteten Subjekts“ geprägt, das durch eine Vielzahl von Fäden und Strängen an die es durchziehenden Netzwerke angeschlossen ist.³ Stephen Greenblatt bestreitet in seiner Intertextualitätstheorie des New Historicism die Möglichkeit eines reinen, unbeschränkten Schöpfungsaktes und plädiert statt dessen für die Analyse von

¹ Vgl. Michel Foucault, *L'ordre du discours*, Paris 1971, pp. 29 sv.

² Im folgenden vgl. Pierre Bourdieu, „Die biographische Illusion“, in: Ders., *„Praktische Vernunft. Zur Theorie des Handelns“*, Frankfurt/M. 1998, S. 75-83, hier v. a. S. 78 ff.

³ Vgl. Elisabeth Bronfen/ Benjamin Marius, „Hybride Kulturen. Einleitung zur anglo-amerikanischen Multikulturalismusdebatte“, in: E. Bronfen, B. Marius, Th. Steffen (Hg.), *„Hybride Kulturen. Beiträge zur anglo-amerikanischen Multikulturalismusdebatte“*, Tübingen 1997, S. 1-29, S. 4

Tauschprozessen, Netzwerken und konkurrierenden Repräsentationen.⁴ Künstler und Werke werden als von den jeweiligen „Zirkulationen“ soziokultureller Energien abhängige, dynamische Produkte gedeutet; der Autor ist kein autonomes Genie sondern ein „semantisches Kraftfeld [], durch das die sozialen und ästhetischen Energien seiner Zeit strömen und zu denen er in mannigfaltigen interdependenten Beziehungen steht.“⁵ Die Materialbasis für den Literaturwissenschaftler wird dadurch enorm verbreitert, denn Literatur ist nur *ein* Teil jenes Zeichensystems, das kulturelle Sinnbildungsprozesse konstituiert. Der New Historicism ebnet die klassische Unterscheidung von ‚literarischem Vordergrund‘ und ‚gesellschaftlichem Hintergrund‘ ein, denn der bisher fraglos *gegebene* historische Hintergrund in seiner Textualität⁶ bzw. die „komplexen Netzwerke von Institutionen, Praktiken und Anschauungen, die die Kultur als ganze konstituieren“⁷, werden in den Analyseprozeß von Sinnbildungsleistungen miteinbezogen. Trotz dieser umfassenden kulturellen Vernetzung sollte dennoch darauf hingewiesen werden, daß Greenblatt die Existenz kulturell abgegrenzter Zonen nicht leugnet.⁸ Das bedeutet, daß Literatur anderen Funktionsmechanismen gehorcht als die ‚Textualität von Geschichte‘. Dieser Unterscheidung muß m. E. in der Textanalyse Rechnung getragen werden.

Den Gedanken, das relationale Denken nicht nur auf Symbolsysteme, sondern auch auf soziale Positionen und damit auf deren Träger, d. h. nicht nur auf Texte und Diskurse, sondern auch auf AutorInnen und ihre Positionen im literarischen Feld anzuwenden, entwickelt auch Bourdieu in seiner soziologischen Feldtheorie. Bourdieu kritisiert an Foucault, daß er die Strategien, die im sozialen Feld der Positionen entstehen und wirken, auf die möglichen *prises de positions* (Diskurse, Texte) verschiebt. Er verweigere damit ein In-Beziehung-Setzen der literarischen Werke mit den sozialen Produktionsbedingungen. Man könne jedoch aus der kulturellen

⁴ Vgl. Stephen Greenblatt, „Die Zirkulation sozialer Energie“, in: Ch. Conrad u. M. Kessel (Hg.), *„Geschichte schreiben in der Postmoderne. Beiträge zur aktuellen Diskussion“*, Stuttgart 1994, S. 219-250, S. 228

⁵ Laurenz Volkmann, „Art. Greenblatt, Stephen“, in: Ansgar Nünning (Hg.), *„Metzler Lexikon Literatur- und Kulturtheorie. Ansätze - Personen - Grundbegriffe“*, Stuttgart; Weimar 1998, S. 195 f., S. 195

⁶ Vgl. Moritz Baßler, „Einleitung: New Historicism - Literaturgeschichte als Poetik der Kultur“, in: ders. (Hg.), *„New Historicism. Literaturgeschichte als Poetik der Kultur“*, Frankfurt/M. 1995, S. 7-28, hier v. a. S. 8-12

⁷ Stephen Greenblatt, „Die Formen der Macht und die Macht der Formen in der englischen Renaissance“, in: M. Baßler (Hg.), *„New Historicism. Literaturgeschichte als Poetik der Kultur“*, Frankfurt/M. 1995, S. 29-34, S. 33

⁸ Vgl. Baßler, 1995, S. 17

Ordnung kein autonomes und transzendentes System machen, das mit einer mysteriösen, immanenten Fähigkeit zur Selbsttransformation ausgestattet sei.⁹ Die relationale Analyse spielt sich bei Bourdieu auf drei Ebenen ab: auf der Ebene der sozialen Positionen (Positionierung im Feld, in Institutionen, Netzwerken usw.), der Dispositionen (Habitus) und der *prises de positions* (Texte, Diskurse, Stellungnahmen).¹⁰ Diese Dreiteilung verhindert die Einebnung der Unterscheidung zwischen unterschiedlichen ‚Textualitäten‘ und ermöglicht gleichzeitig - wie das Modell von Greenblatt - ein In-Beziehung-Setzen von Text und kulturellem Ko(n)-Text und damit eine Analyse kultureller Intertextualität.

Eine weitere Anknüpfung an und Weiterentwicklung der Foucault'schen Autorschaftstheorie leistet Roger Chartier. Aus der Perspektive der französischen Editions- und Buchgeschichte, die die Seite der Rezeption entschieden aufgewertet hat, relativiert er nicht nur die von Foucault vorgeschlagene Periodisierung unterschiedlicher, historisch aufgetretener Autorschaftskonzepte, sondern weist auch darauf hin, daß der Autor einerseits abhängig vom Rezeptionskontext (Editoren und LeserInnen) und damit nicht der alleinige Herrscher über die Sinnstiftung ist, und andererseits in bestimmten Zwängen befangen ist. Diese Zwänge strukturieren das soziale Feld und bestimmen die Kategorien und möglichen Erfahrungen der in einer spezifischen Gesellschaft gültigen Matrix des Schreibens.¹¹

Der Autor interessiert also in all diesen Theorien nur noch als Kreuzungspunkt und Symptom kultureller Prozesse. Auf dieser Basis entsteht auch wieder ein neues Interesse an Biographie, die aber nicht zur Würdigung von Einzelpersonen beitragen soll, sondern zur Erschließung kultureller und sozialer Praktiken. Dieses neue Konzept von Biographie entlarvt die Darstellung des Lebens als kohärente, zielgerichtete Gesamtheit als retrospektive Illusion.¹² Statt dessen werden Widersprüche und Ambivalenzen in der Subjektkonstitution angenommen und zugelassen. Toril Moi hat für dieses neue Konzept von Biographie den Ausdruck „persönliche Genealogie“ geprägt. Damit bezieht sie die genealogisch-archäologische Methode von Michel Foucault auf die Erforschung von Subjektpositionen.

⁹ Vgl. Pierre Bourdieu, „Le champ littéraire“, in: *Actes de la recherche en Sciences Sociales* 89 (1991), pp. 3-46, pp. 20 sv.

¹⁰ Vgl. Bourdieu, 1991, pp. 18 sv.

¹¹ Vgl. Roger Chartier, „Figures de l'auteur“, in: R. Chartier, „*Culture écrite et société. L'ordre des livres (XIVe - XVIIIe siècle)*“, Paris 1996, pp. 45-80, p. 46

¹² Vgl. Pierre Bourdieu, 1998, S. 75 ff.

„Wie herkömmliche Geschichtsschreibung ist Biographie narrativ und linear, argumentiert in Begriffen von Ursprung und Finalität und versucht, eine eigenständige Identität sichtbar zu machen. Genealogie dagegen will ein Bewußtsein für Hervorgehen und Hervorgebrachtwerden wecken und das komplexe Zusammenspiel verschiedener Arten von Macht verdeutlichen, die in gesellschaftlichen Phänomenen enthalten sind. Persönliche Genealogie lehnt den Begriff des „Ich“ oder des Subjekts nicht ab, sondern versucht vielmehr, ebendieses Ich der genealogischen Untersuchung zu unterziehen.“¹³

Was ist eine Autorin?

Gegenüber den genannten Ansätzen zum Begriff Autorschaft, hat die Theoriebildung es bis heute bis auf wenige Ausnahmen verabsäumt, Modelle zu entwickeln, die versuchen, die Kategorie *Genus* auf allen Analyseebenen einzuführen. Und dies, obwohl zwischen dem Aufkommen eines modernen Begriffs von „Autorschaft“ und einer weiblichen Autorschaft als breitem Phänomen eine zeitliche Koinzidenz festgestellt werden kann.¹⁴ Frauen haben aber ein ambivalentes Verhältnis zur *signature*, das bisherige Studien zu Autorschaft zumeist vernachlässigt haben. So hat z. B. Foucault, obwohl er doch vorgibt über Autorschaft an sich zu schreiben, ein männliches, bürgerliches Autorsubjekt universalisiert. Mit seinem Konzept des stabilen Eigennamens (und damit der unverrückbaren Autoridentität) sind allerdings nicht nur bestimmte Formen weiblicher Autorschaft, wie zum Beispiel das kollektive *salon writing* (DeJean) oder die hybride Werkform des ‚weiblichen‘ Genres ‚Brief‘, nicht in den Blick zu bekommen - es sollte auch nach der Fragilität, Hybridität und Facettenhaftigkeit gefragt werden, die unter der stabilen männlichen Selbstsetzung ganz allgemein verdeckt scheint. Foucault beschreibt eine historische, männliche Wunschphantasie bzw. Konstruktion, die nur durch Ausschluß, Verschiebung und Projektion unerwünschter Anteile auf die Andere zu haben ist. Diese Andere kann/will (?) sich nicht einmal vordergründig dieser stabilen Signatur bemächtigen. Sie wählt andere Formen des Schreibens wie z. B. *salon writing* und den Brief. *Salon writing* bezeichnet jene kollektiven literarischen Produktionen, die in den Salons - zumeist unter weiblicher (An-)Leitung - entstanden und die durch das Fehlen einer

¹³ Toril Moi, *Simone de Beauvoir. Die Psychographie einer Intellektuellen*, Frankfurt/M. 1996, S. 26 f.

¹⁴ Vgl. Joan DeJean, *Tender Geographies. Women and the Origin of the Novel in France*, New York 1991, p. 4

einheitlichen „authorial signature“ gekennzeichnet sind.¹⁵ Briefe, die im 17. Jahrhundert eine häufige Form weiblichen Schreibens darstellen - das berühmteste Beispiel ist wohl Mme de Sévigné, sind laut Barbara Hahn, „flüchtige Gebilde“, „Texte ohne Autor, immer dem Vergessen und Verschwinden ausgesetzt (...) Sie müssen gesammelt und aufbewahrt werden (...) Bei Briefen ist der Weg ins Buch verschlungen und erfordert viele Entscheidungen.“¹⁶ Den Gegenpol, so Barbara Hahn, „zum modernen Autor mit dem einen Namen, der ein Werk zusammenhält und regiert, bildet eine unbezeichnenbare Vielheit von Texten, die unautorisiert und zwischen den Genres wandernd immer wieder aus dem Kanon des Überlieferten ausscheren.“ Gemeint ist hier die Literatur von Frauen, die in der Frühen Neuzeit ein Schreiben ohne Tradition und ohne Tradierung darstellt.¹⁷

Außerdem haben weibliche Autorinnen auf der Ebene der Subjektkonstitution mit allerlei Schwierigkeiten zu kämpfen. Wenn Frauen schreiben, bewegt sich ihre kulturelle Identität zwischen Anforderungen, die sie als weibliche Geschlechtswesen (*gender*) und als Angehörige eines Standes (*ordo*, „*class*“) zu erfüllen haben sowie solchen, die der Berufsrolle „Autor“ zukommen und traditionell mit männlichen Attributen (z. B. Autorität) belegt sind. Dadurch ergeben sich Bruchstellen in ihrer Identität und Konfliktsituationen. Einen möglichen Ausweg aus diesem Dilemma bietet die gelehrten Frauen von Männern immer wieder zugeschriebene Genustransgression bzw. Vermännlichung.¹⁸ So ist für den Zugang zu Wissen und Bildung von Frauen immer wieder dieser Preis zu zahlen. „Insignis femina, virilis femina“, verkündete schon Jean Gerson (1363-1429), als er von Christine de Pizan sprach. In *La Cité des Dames* beklagt sich Christine darüber, daß sie nicht als Mann zur Welt kam: «hélas! Mon Dieu! Pourquoi ne pas m'avoit fait naître mâle...»¹⁹ und im *Livre de la Mutacion de Fortune* transmutiert die Ich-Erzählerin gar nach dem Tod ihres Ehegatten zu einem Mann. Der Bogen spannt sich weiter über die Ama-

¹⁵ Vgl. DeJean, 1991, p. 60 f.

¹⁶ Barbara Hahn, „Brief und Werk. Zur Konstitution von Autorschaft um 1800“, in: I. Schabert u. B. Schaff (Hg.), „*Autorschaft. Genus und Genie in der Zeit um 1800*“, Berlin 1994 (= *Geschlechterdifferenz und Literatur. Publikationen des Münchner Graduiertenkollegs*, Bd. 1), S. 145-156, S. 148

¹⁷ Vgl. Barbara Hahn, *Unter falschem Namen. Von der schwierigen Autorschaft der Frauen*, Frankfurt/M. 1991, S. 7 u. 24 ff.

¹⁸ Vgl. zur Entwicklung dieser These: Friederike Hassauer, *Homo. Academica. Geschlechterkontrakte, Institutionen und die Verteilung des Wissens*, Wien 1994, S. 29 f.

¹⁹ Christine de Pizan, *La Cité des Dames*, Texte traduit et présenté par T. Moreau et E. Hicks, Paris 1996, p. 37

zonen- und *femmes fortes*-Obsession des 17. Jahrhunderts²⁰ bis hin zu Rousseau, der über die Pariser Salonnieres meinte, «qu'elle seroient cent fois plutôt des hommes de mérite que d'aimables femmes», oder Kant, der den weiblichen Gelehrten rät, sie mögen sich doch auch gleich noch die Barthaare wachsen lassen.²¹ Diese Zitate belegen die historische Reichweite der Vermännlichungs-These. Weibliche Gelehrsamkeit verursacht eine Ruptur in der traditionellen Geschlechtsidentität der Frauen. Dadurch wird die soziale Ordnung perturbiert. Virilisierung ist *eine* Strategie, um das gestörte soziale Gleichgewicht wieder herzustellen und die Geschlechter auf ihren Platz zu verweisen, denn damit bleibt „echte“ Weiblichkeit frei von Gelehrsamkeit. Männlichkeit und Autorschaft sind hingegen keine einander ausschließenden Konzepte, sondern sind im Gegenteil vielfach aufeinander beziehbar und verstärken sich gegenseitig.

Für männliche Autoren, die in der Ausformung ihrer Subjektivität auf Konzepte von Ursprung und Einheit setzen, ergibt sich durch diese hybriden und fragmentierten Identitäten der Autorinnen (weibliche Geschlechtsrolle und männliche Berufsrolle) eine Bedrohung ihrer vorgeblich stabilen Position im literarischen Feld. Die Bedrohung ist einerseits faktisch durch die bloße Präsenz von Autorinnen im literarischen Feld, die die männliche „Alleinherrschaft“ angreifen und in Frage stellen, und andererseits durch die weibliche Weigerung gegeben, die männliche Projektion und Konstruktion der Unmöglichkeit weiblicher Autorschaft zu akzeptieren und zu absorbieren. Die Autorin provoziert und erzwingt durch diese Weigerung die Rückkehr des Verdrängten²² in der Konstitution des männlichen Autorsubjekts - die Projektion wird zurückgeworfen und destabilisiert potentiell die Identität des Autors, da die Abspaltung unerwünschter Bereiche auf Weiblichkeit nicht mehr funktioniert.

²⁰ Vgl. dazu meinen Aufsatz, „Männer, Frauen, Schwert und Feder. Männliche Repräsentationen und weibliche Selbstrepräsentationen von Amazonen und *femmes fortes* im französischen 17. Jahrhundert“, in: E. Kimminich/ C. Krülls-Hepermann (Hg.), „Welt, Körper, Sprache. Bd. 2: Wort und Waffe“, Frankfurt/M. 2000 [im Druck]

²¹ Hier nach Hassauer, 1994, S. 29 f.

²² Elisabeth Bronfen und Benjamin Marius haben diese Denkbewegung für koloniale und postkoloniale Gesellschaften vollzogen. Eine analoge Übertragung auf den Ausschluß schreibender Frauen, der nie ganz funktioniert und immer wieder Reaktionen und damit Zurückweisungen der Zuschreibungen hervorruft, erscheint mir plausibel, weil es in beiden Fällen um Abspaltungen des Anderen zur Konstituierung und Stabilisierung der eigenen Identität geht. Vgl. Bronfen/ Marius, 1997, S. 5 ff.

Die Rekonfiguration des literarischen Feldes durch die Integration von Autorinnen

Wechselt man von einer subjekttheoretischen Ebene zu einer historisch-soziologischen Annäherung an Autorschaft, so scheint die Lage in bezug auf die *genderization* des Untersuchungsgegenstandes kaum besser zu sein. Auch in den Arbeiten von Pierre Bourdieu und Alain Viala besteht ein blinder Fleck in bezug auf die Geschlechterdifferenz. Viala wiederholt in seiner Studie zur Genese des ersten literarischen Feldes im 17. Jahrhundert in Frankreich²³ eine fundamentale Geste des Ausschlusses des 17. Jahrhunderts, nämlich die des Ausschlusses schreibender Frauen. Unter den 70 Schriftstellern, die er in seinem Buch behandelt, sind nur zwei Schriftstellerinnen (Marie de Gournay und Madeleine de Scudéry) vertreten. Obwohl Viala vorgibt, die gesamte Literatur des 17. Jahrhunderts in all ihren Facetten und ohne die Vorurteile einer Wertehierarchie zu untersuchen, übersieht er doch die rund 200 Autorinnen und ihre Werke (im Zeitraum von 1640 und 1715), die Joan DeJean²⁴ in einer Bibliographie schreibender Frauen anführt. Auch hier haben wir es mit der universalisierenden Reflexion über eine Autorenrolle zu tun, die immer schon männlich gedacht wurde. Eine Revision der Arbeiten zum literarischen Feld unter Berücksichtigung einer ersten „massiven“ Schriftstellerinnengeneration, die in das Feld hineindrängt und damit Reaktionen und Konflikte der bereits etablierten Autoren provoziert, ist bislang Forschungsdesiderat geblieben. Leitfragen der soziologischen Feldanalyse wie jene nach Kompetenzen und Strategien, Konflikten und Habitus von Schriftstellern, sollen also unter einer geschlechtsspezifischen Perspektive reformuliert werden. Eine von Bourdieus Hauptthesen in seinen Studien zum literarischen Feld des 19. Jahrhunderts ist, daß durch das bloße Aufkommen einer neuen Position im literarischen Feld sich alle anderen Positionen verschieben und neue Definitions- und Verteilungskämpfe einsetzen. Ich möchte diese These auf die Dynamik anwenden, die durch die wachsende weibliche Präsenz im literarischen Feld des 17. Jahrhunderts entsteht. Die Berücksichtigung der Kategorie Genus ist keine additive Maßnahme, die die bisherige Forschung friktionsfrei ergänzt, sondern führt m. E. zu einer Rekonfiguration der gesamten Forschungsergebnisse über das literarische Feld.

²³ Alain Viala, *Naissance de l'écrivain*, Paris 1985

²⁴ Joan DeJean, 1991, a. a. O.

Die relationale Analyse der Konstruktion weiblicher und männlicher Autoridentitäten

Die Frauenforschung hat seit den 70er Jahren immer wieder Versuche zu einer Rekanonisierung weiblicher Autorinnen unternommen. Dabei wurde jedoch lediglich Literatur von Frauen berücksichtigt, ohne das ganze literarische Feld in den Blick zu nehmen. Mir geht es nicht um das Projekt einer solchen Gegen-Literaturgeschichtsschreibung²⁵ unter weiblichen Vorzeichen. Neue Aufschlüsse über das literarische Feld im 17. Jahrhundert sind nur über eine relationale Analyse im Sinne einer Geschlechterforschung (*Gender Studies*) zu erwarten. Erst durch die Relationierung von Autoren und Autorinnen, die innerhalb eines literarischen Feldes konkurrieren, gegensätzliche Positionen einnehmen oder auch kooperieren, gewinnen die einzelnen Positionen an Trennschärfe. Weibliche Autorschaft kann sich nur auf der Grundlage und in Abgrenzung zu einer männlichen Autorschaft etablieren. Eine exklusive Beschreibung von weiblicher Autorschaft halte ich daher für genauso prekär wie die oben erwähnte Universalisierung der männlichen Autorschaft als einzig mögliche.

Um eine solche relationale Analyse durchführen zu können, werde ich die Konstitution weiblicher Autorschaft unter verschiedenen Blickwinkeln betrachten:

Einerseits geht es mir um die Repräsentation bzw. Darstellung weiblicher Autorinnen durch Männer/ Autoren. Das von Männern erzeugte Bild einer Autorin bzw. der Hinweis auf die Widersprüchlichkeit und Unvereinbarkeit von Weiblichkeit und Autorschaft soll den Frauen ihren Platz im literarischen Feld zuweisen. Es gibt vielfältige Strategien des Umgangs mit dem/ der Anderen, die von Ausschluß, über Verdrängung, Projektion bis hin zu Exotismus, Pathologisierung usw. reichen.²⁶ Dies ist der Teil der *Fremdzuschreibung*, der genauer untersucht werden wird. Auf der anderen Seite wehren sich Frauen gegen diese Zuschreibungen, indem sie den Autorinnenstatus und -beruf entgegen allen Widerständen für sich reklamieren. Hier befinden wir uns auf der Seite der *Selbstzuschreibungen bzw. -inszenierungen*. Drittens geht es um das Verhältnis zwischen diesen beiden Formen

²⁵ Wie Renate Heydebrand und Simone Winko gezeigt haben, unterstellt ein weiblicher Gegenkanon „zu leicht eine Homogenität von Frauen und bringt die Gefahr mit sich, noch einmal ‚Weiblichkeit‘ substantiell zu denken und eine weibliche weiße Mittel- und Oberschichtkultur absolutzusetzen“. Renate Heydebrand/ Simone Winko, „Arbeit am Kanon: Geschlechterdifferenz in Rezeption und Wertung von Literatur“, in: Hadumod Bußmann/ Renate Hof (Hg.), „*Genus - zur Geschlechterdifferenz in den Kulturwissenschaften*“, Stuttgart 1995, S. 206-261, 244

²⁶ Vgl. Bronfen/ Marius, 1997, S. 19 f.

der Konstruktion von weiblicher Autorschaft und um die Konflikte, die aus der Gegenüberstellung der beiden Seiten entstehen. Die Analyse marginalisierter und dominierter Identitäten kann nur im Zusammenhang mit hegemonialen Identitätskonstruktionen erfolgen, weil die beiden wechselseitig konstitutiv sind.²⁷ So hat die Konstruktion weiblicher Autorschaft durch Männer immer auch reale soziale und individuelle Implikationen für das Leben von Autorinnen.²⁸ Methodisch hilfreich ist es, mit Teresa de Lauretis zwischen *Woman* mit großem „W“ und *women* mit kleinem „w“ zu unterscheiden. *Woman* gilt in dieser Theorie als die große, männliche, monolithische Metanarration über *die* Frau, *women* hingegen repräsentiert die realen historischen und sozialen Subjekte, die innerhalb sozialer Relationen erst zu solchen werden. Subjektabsinenten Theorien der Postmoderne, die von einer vollständigen Determinierung des Subjektes durch die Diskurse ausgehen, soll hier ein Modell entgegengehalten werden, das auch die Seite und die Funktionsweisen der Selbstrepräsentation und damit der Handlungsfähigkeit des Subjekts wieder aufwertet. Stuart Hall beklagt das Fehlen einer Theorie jener psychischen Mechanismen und Prozesse, die das Individuum dazu veranlassen, eine Zuschreibung anzunehmen und zu inkorporieren oder aber zurückzuweisen oder zu verschieben.²⁹ Mit dem Fokus auf den Selbstrepräsentationen möchte ich in meiner Arbeit versuchen, einen kleinen Beitrag dazu zu leisten, das Vakuum dieser theoretischen Leerstelle zu füllen, um deterministischen Subjekttheorien zu entgehen, denn die Macht der Zuschreibungen bleibt nicht immer unwidersprochen. Selbstverständlich ist die Wahl des handelnden Subjekts nicht beliebig, sondern immer schon vermittelt durch Diskurse, soziale Vorgaben und Zuschreibungen, die das Subjekt erst hervorbringen. Manche Aussagen über weibliche Autorschaft können zwar einerseits als Teil des männlichen Monoliths im Sinne von *Woman* beschrieben werden, andererseits haben diese Aussagen auch eine eigene Evidenz und manifestieren sich auf der Ebene der *women*. Die Effekte der Konstruktion von weiblicher Autorschaft bekommen eine eigene Dynamik und können von den Männern, die sie allererst einge-

²⁷ Vgl. Lawrence Grossberg, „Identity and Cultural Studies: Is That All There Is?“, in: Stuart Hall/ Paul du Gay (Ed.), *Questions of Cultural Identity*, London; Thousand Oaks; New Delhi 1996, pp. 87-107, p. 90

²⁸ Vgl. Teresa de Lauretis, *Technologies of Gender. Essays on Theory, Film and Fiction*, Bloomington; Indianapolis 1987, p. 3

²⁹ Vgl. Stuart Hall, „Introduction: Who Needs ‘Identity?’“, in: Stuart Hall/ Paul du Gay (Ed.), *Questions of Cultural Identity*, London; Thousand Oaks; New Delhi 1996, pp. 1-17, pp. 12-14

setzt haben, in all ihren Ausprägungen nicht mehr kontrolliert werden, was bedeutet, daß auch subversive Aneignungsweisen denkbar werden.

Es gibt eine ständige Diskrepanz, eine Spannung und ein permanentes Hin-und-Her-Wechseln zwischen *Woman* und *women*.³⁰ Hier ist auch das Problem angesprochen, daß Frauen in der phallogozentrischen männlichen Repräsentation gefangen sind, d. h. keine andere symbolische Welt zur Verfügung haben und somit aus „Mangel an [eigener] repräsentativer Macht“³¹ nur mit der einen, männlichen „spielen“ können. Die dominante Position wird hier zwar im Grunde akzeptiert, aber sie kann an die eigenen Verhältnisse angepaßt werden (*negotiated reading*)³² und damit Strategien und Möglichkeiten zur Subversion und Umwertung eröffnen. Autorinnen werden durch männliche Bezeichnungen mitkonstituiert, gleichzeitig jedoch können sie durch ihre eigenen Praktiken des Schreibens, diese Zuschreibungen bis zu einem gewissen Maße subvertieren und eigene, spezifische Formen von Autorschaft entwickeln.

Um die oben aufgeführten komplexen Dynamiken erklären zu können, muß m. E. die Analyse der Konstruktion von Repräsentationen und Selbst-Repräsentationen von Autorschaft mit einer Machttheorie gekoppelt werden. Cultural Studies ermöglichen eine Machtanalyse, die sich von deterministischen Opfer-Täter-Schemata und fixen Modellen von Unterdrückern und Unterdrückten entfernt. Lawrence Grossberg verwahrt sich auch gegen einfache Modelle von Unterdrückung und Widerstand, in denen die Widerständigen als außerhalb der etablierten Machtstrukturen gedacht werden.³³ Vielmehr ist es so, daß sich alle im gleichen „Spiel“ befinden und daß die Konflikte und Differenzen innerhalb des Feldes stattfinden. Cultural Studies wollen also keine reine Differenz-, Ausschluß- und Opfergeschichte bieten. Trotzdem muß m. E. eine Analyse der Macht- und auch Unterdrückungsverhältnisse möglich bleiben, um nicht in ein allzu rasches *empowerment* zu verfallen. Das Ungleichgewicht in der geschlechtsspezifischen Machtverteilung muß beschreibbar bleiben. Dennoch soll versucht werden, dem zu einfachen Erklärungsmodell von „*entweder empowerment oder Determinierung/ Unterdrückung*“ der Frauen zu entkommen. Ein Fokus meiner Dissertation liegt gerade auf den Grauzonen, Widersprüchen, Brüchen, Maskeraden usw., die die Grenzen des

³⁰ de Lauretis, 1987, p. 10

³¹ Vgl. Bronfen/ Marius, 1997, S. 12

³² Vgl. Christina Lutter/ Markus Reisenleitner, *Cultural Studies. Eine Einführung*, Wien 1998 (= Cultural Studies, Band 0), S. 72

³³ Vgl. Grossberg, 1996, p. 88

Funktionierens der modellhaft inszenierten Geschlechterbipolarität aufzeigen. Eine Analyse der „Feminisierung der Hofkultur“ oder der „*Querelle des Anciens et des Modernes* unter dem Aspekt eines Geschlechterstreits betrachtet“ verspricht neue Aufschlüsse über hybride Identitäten, Männlichkeitskrisen, Differenzen innerhalb der Frauen und Männer und Verwischung der Geschlechtergrenzen. Mit Bronfen und Marius kann man von einer Verschiebung der Achse von einer Innen/Außen-Differenz in Richtung auf eine Vielfalt interner Differenzen sprechen.³⁴ Um diese komplexe Macht-Gemengelage besser beschreiben zu können als mit Begriffen wie Ambiguität, Hybridität und Unentscheidbarkeit, schlägt Anne McClintock vor, sich dem dichten Gewebe aus Machtrelationen mikroskopisch zu nähern, indem man unterscheidet zwischen „coercion, negotiation, complicity, refusal, dissembling, mimicry, compromise, affiliation and revolt“³⁵.

Anhand von welchem Material kann nun eine Analyse der Konstruktion von männlichen und weiblichen Autoridentitäten erfolgen? Ich gehe in meiner literatur- und kulturwissenschaftlich orientierten Arbeit von einem extendierten Textbegriff aus: die Konstruktionen von Autorschaft erfolgt zu einem großen Teil in metaliterarischen Texten und Paratexten³⁶ (Selbstaussagen in Vorworten, Dictionnaires, Literaturgeschichten *avant la lettre*, Zeitschriften, Poetiken, literarischen Kontroversen zum Thema „Schreibende Frauen“ usw.). Daneben beschäftige ich mich mit ausgewählten literarischen Texten von Marie Catherine Villedieu, Marie-Madeleine Lafayette und Marie de Sévigné. Allerdings interessieren mich dabei weniger die Inhalte, die zumeist um die Themen Liebe, Ehe, Frauen, Schönheit und Hofleben kreisen oder eine wie immer geartete ‚weibliche Ästhetik‘, als vielmehr die Konstruktion von Autoritätsfiktionen auf Textebene. Die Foucault’sche Frage „Wer spricht?“ lässt sich auch auf die textinterne Analyse übertragen. Die „narrativen Stimmen“ sollen in bezug auf Geschlechterverhältnisse analysiert werden. Susan Sniader Lanser weist darauf hin, daß die narrative Stimme geprägt ist von den sozialen, kulturellen und literarischen Bedingungen, unter denen sie entsteht.

“[B]oth narrative structures and women’s writing are determined not by essential properties or isolated aesthetic imperatives but by complex

³⁴ Vgl. Bronfen/ Marius, 1997, S. 9

³⁵ Anne McClintock, *Imperial Leather. Race, gender and sexuality in the colonial contest*, New York; London 1995, p. 15

³⁶ Gérard Genette, *Paratexte. Das Buch vom Beiwerk des Buches*, Frankfurt/M.; New York 1992

and changing conventions that are themselves produced in and by the relations of power that implicate writer, reader, and text.”³⁷

Besonderes Interesse verdienen hier vor allem auch Aneignungen, Verstellungen und Maskierungen auf narrativer Ebene. Literarische Texte ermöglichen solche *displacements* unsanktioniert, da sie ein anderes Verhältnis zur Realität haben als metaliterarische Texte. Selbstverständlich ist auf die je spezifischen Konstruktions- und Funktionsweisen von Autoren- und Autorinnenidentitäten in diesen unterschiedlichen kulturellen Manifestationen hinzuweisen, um einer Einebnung unterschiedlicher Diskursstrategien zu entgehen.

Kanonisierungsprozesse im 17. Jahrhundert

Es ist kein Zufall, wenn viele wissenschaftliche Arbeiten zur Literatur des 17. Jahrhunderts in Frankreich bzw. zur französischen Klassik sich nur mit einem bestimmten Text- und Themencorpus auseinandersetzen. Hierbei handelt es sich meistens um Texte, die an nachfolgende Generationen als gültiger Kanon wertvoller Literatur weitergegeben wurden. Namen wie Molière und Racine sind uns ungleich vertrauter als z. B. die Autorin Madame de Villedieu, die in einem mondänen Kontext zu einer der meistgelesenen Autorinnen ihrer Zeit gehörte.

Kanones sind nichts Natürliches und Selbstverständliches - selbst wenn ihre Tendenz zur Universalisierung das immer wieder suggerieren will -, sondern sie werden immer unter Zugrundelegung von bestimmten Wertvorstellungen erzeugt und sind historisch variabel.³⁸ Ein Kanon ist immer eine Form der Selbstdarstellung einer Gesellschaft, dessen Strukturierungsprinzipien es explizit zu machen gilt.³⁹ Wichtig ist hier festzuhalten, daß gerade im späten 17. und frühen 18. Jahrhundert in Frankreich zentrale Kanonisierungstendenzen einsetzten. Im französischen 17. Jahrhundert entstand ein Kanon klassischer Autoren für die Bildungsinstitutionen. Es war das erste Mal in der französischen Geschichte, daß nicht nur antike klassische Literatur sondern auch zeitgenössische französische Literatur vermittelt und gelehrt wurde. Aus diesem Kanon wurden weibliche zeitgenössische Autorinnen ausgeschlossen, weil ihre Literatur als ungeeignet für den Schulunterricht erachtet

³⁷ Susan Sniader Lanser, *Fictions of Authority. Women writers and narrative voice*, Ithaca; London 1992, p. 5

³⁸ Heydebrand/ Winko, 1995, S. 228

³⁹ Vgl. Alois Hahn, „Kanonisierungsstile“, in: A. u. J. Assmann (Hg.), *„Kanon und Zensur. Archäologie der literarischen Kommunikation II“*, München 1987, S. 28-37, S. 28 ff.

wurde. Die Genushaltigkeit dieser Kanonisierungen steht im Mittelpunkt meines Interesses. Die kollektiven Wertungsprozesse, die zur Kanonisierung von Autoren führen, werden vom männlichen Blick gesteuert, der für eine eklatante Unterrepräsentanz von Autorinnen im Kanon der Weltliteratur mitverantwortlich ist.⁴⁰ Die Funktion eines solchen Kanons liegt in der Stiftung eines kollektiven kulturellen Gedächtnisses - einer *memoria*, die nur bestimmte Werte zulässt und damit auch an der Konstruktion bestimmter kollektiver Identitäten beteiligt ist. Nach Alois Hahn korrelieren der Bedarf von Kanonisierungen und der für Identitätsbestimmungen miteinander. Er stellt fest, daß eine Bedarfssituation für einen Kanon dann besteht, „wenn eine zuvor gleichsam als schlicht gegeben empfundene kulturelle Identität bedroht wird (...). In diesen Situationen, in denen typischerweise ein starker Assimilationsdruck entsteht, liegt es insbesondere im Interesse der ursprünglichen Eliten über Kanonisierung der Infragestellung der Identität der von ihnen beherrschten Gruppen entgegenzuwirken.“⁴¹ Wie Aleida und Jan Assmann festgestellt haben, werden, wo ein Kanon besteht, immer Neben- und Außenstimmen invalidiert. Dies reicht von Marginalisierung bis Tabuisierung.⁴² Um die Aufdeckung dieses männlichen Ausschlußprinzips soll es in meinem Dissertationsprojekt anhand von Texten von Nicolas Boileau gehen. Daß solche Ausschlüsse nicht immer konfliktfrei vonstatten gingen, zeigt die Kontroverse zwischen Nicolas Boileau und Pierre Daniel Huet. In diesem Zusammenhang ist auch die berühmte *Querelle des Anciens et des Modernes* noch einmal auf ihre Genushaltigkeit zu überprüfen - wobei hier nur erwähnt sei, daß es eine bestimmte Affinität zwischen Modernen und Frauenapologeten einerseits sowie *Anciens* und Misogynen andererseits gegeben hat.⁴³

Gleichzeitig entstanden aber auch Ansätze zu einer Kanonisierung weiblicher Literatur im 17. Jahrhundert. Dazu zählen sowohl die ‚Literaturgeschichten‘ *avant la lettre* von Jean de La Forge, Marguerite Buffet und Claude-Charles Vertron als auch Anthologien, die sich hauptsächlich an ein Salonpublikum wandten und in denen

⁴⁰ Vgl. Heydebrand/ Winko, 1995, S. 206-261, S. 208

⁴¹ Alois Hahn, 1987, S. 33

⁴² Aleida u. Jan Assmann, „Kanon und Zensur“, in: Diess. (Hg.), *„Kanon und Zensur. Archäologie der literarischen Kommunikation II“*, München 1987, S. 7-27, S. 11

⁴³ Vgl. dazu Joan DeJean, *Ancients against Moderns. Culture Wars and the Making of a Fin de Siècle*, Chicago 1997, S. 67. Nach DeJean ist für Boileau die Rolle der Frauen als Literaturschaffende und -beurteilende eine Provokation und zugleich eine zentrale Motivation, um sich in der *Querelle des Anciens et des Modernes* zu engagieren. Auf der Seite der Modernen kämpft u. a. Perrault. Für ihn dient das weibliche Urteilsvermögen als Modell für die „modernen“ Konzepte von Autorität und Geschmack. Um ein Moderner zu sein, war es nicht notwendig, eine Frau zu sein, aber es war nötig wie eine zu denken und zu urteilen.

sehr wohl Texte von zeitgenössischen Autorinnen enthalten waren. Da den Frauen die klassische institutionelle Bildung verwehrt war, hatten die Anthologien unter anderem eine didaktische Kompensationsfunktion in bezug auf die nicht erfolgte Schulbildung.⁴⁴

Der Ausschluß von Frauen aus dem historischen Kanon wird von der Literaturgeschichtsschreibung und der akademischen Literaturwissenschaft oft reproduziert. So stellt auch Ina Schabert fest, daß die Nichtbeachtung von *gender*-Kategorien auch in der Literaturgeschichtsschreibung dazu geführt hat, „daß das Männliche - die poetologischen Normen, die Schreibpraktiken (...) - zum Menschlichen verallgemeinert wurde“⁴⁵. Sowohl auf historischer Ebene der Kanonbildung als auch auf analytisch-systematischer Ebene der Literaturgeschichtsschreibung wird also eine Geschlechterzensur wirksam, „die schreibende Frauen und ihre Texte weitgehend unbeachtet läßt, die das Werk von Frauen vom Werk ihrer ‚Brüder‘, das heißt von den Normen männlicher Literatur aus beurteilt, die folglich ihre andersartigen Leistungen nicht in den Blick bekommt“⁴⁶.

Genus, Schrift und Mündlichkeit

Untersucht man männliche und weibliche Autorschaftskonzepte im 17. Jahrhundert, so kommt man nicht umhin, sich jenen Topos von „Schwert und Feder“ genauer anzuschauen, der auf die neu erworbene Schriftkompetenz durch den höfischen Adel verweist. Die sozialhistorische Forschung geht davon aus, daß es im Mittelalter eine ständische Aufspaltung der Kompetenzbereiche von Klerus und Adel in Schrift- bzw. Waffenkompetenz gegeben hat, die in der Frühen Neuzeit durch die Integration von „*arma et litterae*“ im neuen Adelsideal des Höflings aufgehoben wurde. Diese Leithypothese hat auch in der Literaturwissenschaft ein breites Echo gefunden.

Die konsequente *genderization* dieses Forschungsgebiets ist um so wichtiger, als bekannt ist, daß vor allem adelige und großbürgerliche Frauen im 17. Jahrhundert zur Feder griffen. Wenn ich also die angestrebte relationale Analyse ernst nehme, muß ich männliche und weibliche Schriftkompetenz gegenüberstellen und auf Differenzen hin befragen. Die Hauptfrage lautet: War der Topos von „Schwert und

⁴⁴ Vgl. DeJean, 1991, S. 183 f.

⁴⁵ Schabert, 1995, S. 164

⁴⁶ Schabert, 1995, S. 167

Feder“ nur ein Männerideal? An anderer Stelle⁴⁷ habe ich gezeigt, daß der Topos kein unumstrittenes und exklusives Adelsideal war, sondern die neue Schriftkompetenz dem entstehenden Beamtenbürgertum soziale Mobilität ermöglichte. Die Schriftkompetenz war also gleichsam ein Instrument einer realen sozialen Auseinandersetzung, in der soziale Positions- und Umschichtungskämpfe zwischen unterschiedlichen gesellschaftlichen Gruppen ausgetragen wurden.⁴⁸ Dieser Gedanke wird auch leitend in bezug auf die Frage der Zugangsmöglichkeit des weiblichen Geschlechts zur Schrift- und Waffenkompetenz, die nur in Koppelung mit der Frage nach Machtverhältnissen befriedigend zu beantworten ist.

Die Ausgangsfrage ist daher zu spezifizieren: Ist die Umsetzung des Topos ein Männerprivileg? Gibt es in bezug auf die standesspezifische Differenzierung zumindest Ansätze zu einer soziologisch orientierten Erforschung des Topos, wie wir sie bei Sinemus beobachten können, so muß jedoch eine absolute Geschlechtsblindheit derselben Forschung festgestellt werden, die auf theoretischer Ebene den historischen Ausschluß der Frauen aus der Debatte um den Topos von „Schwert und Feder“ wiederholt.

Als phallische Symbole können Schwert und Feder als männliche Macht- und Autoritätssymbole beschrieben werden. Beide stellen „Extensionen des Körpers“ (McLuhan) und Penetration von Raum dar. Sie erschließen sowohl wörtlich (Schwert) als auch metaphorisch (Feder) neue Territorien und werden, mit diesem Machtanspruch versehen, von Aleida Assmann als „paradigmatische Kulturwerkzeuge“ bezeichnet.⁴⁹ Assmann verweist auf den Geschlechtersymbolismus, der sich in der Materialität der Kommunikationsform *Schrift* abzeichnet, indem sie die beiden Pole benennt, die im Akt des Schreibens immer schon verbunden sind: der phallische Stylus und die weibliche Materie, das aktive Einprägen und das passive Empfangen von Prägungen. Sie stellt einander zwei Register des Schreibens gegenüber: ein männliches, materielles, dauerhaftes und ein weibliches, immaterielles, flüchtiges.⁵⁰ Hier ist auch das prekäre Verhältnis von Frauen zu Autorschaft und Schrift im 17. Jahrhundert angesprochen. Diese Form der weiblichen Schriftkom-

⁴⁷ Bösch, 2000, a. a. O.

⁴⁸ Vgl. Volker Sinemus, *Poetik und Rhetorik im frühmodernen deutschen Staat. Sozialgeschichtliche Bedingungen des Normenwandels im 17. Jahrhundert*, Göttingen 1978 (= Palaestra, 269), S. 239

⁴⁹ Vgl. Aleida Assmann, „Pflug, Schwert, Feder. Kulturwerkzeuge als Herrschaftszeichen“, in: H. U. Gumbrecht/ K. L. Pfeiffer (Hg.), *„Schrift“*, (= Materialität der Zeichen, 12), München 1993, S. 219-231, S. 219 ff.

⁵⁰ Vgl. Assmann, 1993, S. 230

munikation verflüssigt sich vollständig in der Mündlichkeitskultur der adligen und großbürgerlichen Frauen des 17. Jahrhunderts, in der die fixierende Form der Schrift zum Teil verabschiedet wird und zum Teil erst nachträglich als sekundäre Oralität in einer Schriftspur der Salonkonversationen bzw. -literatur ihren Ausdruck findet.⁵¹

Welche Möglichkeiten und Konsequenzen einer Aneignung dieser männlichen Machtsymbole (Schwert und Feder) gibt es für Frauen und für welche Frauen? Dazu sollen die unterschiedlichen historischen Verlaufslinien von Schrift- und Waffenkompetenz für Frauen getrennt befragt werden. Der Topos von „Schwert und Feder“ bildet keine organische Einheit, die sich durch die Geschichte bewegt. Waffen und Schrift werden nicht gleichzeitig und in gleicher Weise für unterschiedliche soziale Gruppen freigegeben. Weibliche Waffen- und Regierungskompetenz schlägt sich im 17. Jahrhundert v. a. in den Konfliktfällen der „weiblichen Regentin“ und der „Amazone“ bzw. der *femme forte* nieder. Diametral entgegen steht dem sozialhistorischen Befund, nach dem es nur einer minoritären Elite von Frauen des französischen Hochadels erlaubt war, den Amazonenmythos zu verkörpern⁵² bzw. sich als solche darstellen zu lassen, die abundante Präsenz bewaffneter Frauen in der Welt der Imagination, die als Amazonen maskiert und travestiert die Literatur und Kunst des 17. Jahrhunderts bevölkerten. Da ich diesen Zusammenhang an anderer Stelle genau erörtert habe,⁵³ beschränke ich mich im folgenden auf geschlechtsspezifische Zugänge zur Schrift. Friederike Hassauer hat für den Klerus des Mittelalters eine geschlechterübergreifende ordospezifische Schriftkompetenz festgestellt, die allerdings in einen geschlechtsspezifischen Hierarchierahmen eingebettet ist, der den Kirchenvätern das Offenbarungs- und Auslegungsmonopol garantiert und somit den Nonnen nur eine eingeschränkte, nichtlegalitäre Schriftkompetenz sichert.⁵⁴ Während der in der Kriegerkultur verankerte männliche Adel im Mittelalter die Schrift *nicht* für sich beansprucht, gibt es eine gewisse Durchlässigkeit der Schrift

⁵¹ Zur Salonliteratur vgl. Renate Baader, *Dames de lettres – Autorinnen der präziösen, hocharistokratischen und ‚modernen‘ Salons* (1649-1689), Stuttgart 1986

⁵² Vgl. Renate Kroll, „Femme forte‘: Sozialtypus und imaginierte Existenz in der französischen Kultur des 17. Jahrhunderts“, in: *Papers on French Seventeenth Century Literature* 36 (1992), S. 71-93, S. 77

⁵³ Vgl. Bösch, 2000, a. a. O.

⁵⁴ Friederike Hassauer, „Die alte und die neue Héloïsa – Weibliche Zugänge zur Schrift“, in: B. Lundt (Hg.), *Auf der Suche nach der Frau im Mittelalter*, München 1991, S. 277-303, S. 289 f.

zur höfischen Dame hin.⁵⁵ Doch für die meisten ihrer Geschlechtsgenossinnen war Analphabetismus die Regel, „die durch die Ausnahme der Schriftkompetenz der Ordensfrauen und der Frauen der gehobenen Gesellschaftsschicht nur bestätigt wurde“⁵⁶. Mit der Aufwertung und dem Prestigegewinn der Schrift in der Frühen Neuzeit, die nicht zuletzt durch den Buchdruck erfolgte, und mit der zunehmenden Beanspruchung dieser durch den männlichen Adel, werden weltliche Frauen allmählich aus diesem an Macht und Prestige gewinnenden Bereich verdrängt.

Zu untersuchen wäre, ob das für Frauen ein „Zurück“ zur Stimme in der höfischen Konversationsliteratur bedeutet, d. h. ob unter einem geschlechtsspezifischen Blickwinkel in der Frühen Neuzeit zwischen Schrift und Mündlichkeit zu unterscheiden wäre, wobei zu beachten ist, daß die beiden Bereiche zumindest symbolisch und konnotativ eindeutig je einem Geschlecht zugeordnet werden: Schriftlichkeit zunehmend den Männern bestimmter Schichten und Mündlichkeit als höfische Kompetenz den Damen der Oberschicht, wobei es auch hier wieder zu vielfachen Überlappungen kommt, denn Frauen beanspruchen trotz gesellschaftlicher Widerstände auch Schrift, und eine bestimmte Gruppe des Adels und höheren Bürgertums möchte von Frauen, denen in diesem Bereich Superiorität zugesprochen wird, in die „höhere Kunst der Mündlichkeit“ eingewiesen werden (Stichwort: Feminisierung der höfischen Kultur⁵⁷):

„Des paroles (...) C'est icy particulièrement le regne de la memoire, pource qu'outre que c'est d'elle que dépend cette agreable facilité de

⁵⁵ Vgl. Friederike Hassauer, „Die Matrix des Wissens: Autorität und Geschlecht“, in: J. Fohrmann/ I. Kasten/ E. Neuland (Hg.), „*Autorität in/der Sprache, der Literatur und neuen Medien. Beiträge des Deutschen Germanistentags 1997*“, Bielefeld 2000 [im Druck], S. 19

⁵⁶ Vgl. Antrag von Friederike Hassauer zum im Sommer 1999 vom Bundesministerium für Wissenschaft und Verkehr (Wien) genehmigten Forschungsprojekt: *Die Querelle des Femmes in der Iberoromania: Systematizität und Historizität. Zur Theorie- und Diskursgeschichte eines Ordnungsmodells von Geschlechterverhältnissen*, MS Wien 1999, S. 86

⁵⁷ Rene Demoris merkt an, daß man von einer symbolischen Feminisierung des männlichen Adels sprechen kann, seit es zur Hauptbeschäftigung des Adels wurde, dem König zu gefallen, was allerdings nicht zu einer Aufhebung des traditionellen Hierarchiegefälles zwischen den Geschlechtern führte. Wie Joan DeJean aufzeigt, ging diese Feminisierung des Geschmacks nicht reibungslos vor sich, sondern wurde - zumal von den *Anciens* - als Bedrohung und Gefahr erlebt. Boileau befürchtet dadurch soziale Korruption und eine Schwächung und Feminisierung der Werte des männlichen Heldentums. Auf der Seite der *Modernes* gelten Frauen als unübertreffliche Beurteilungsinstanzen für Geschmacksfragen. Vgl. Rene Demoris, "Madame de Villedieu - Histoire de femme", in: M. R. Margitic/ B. R. Wells (Hg.), „*L'image du souverain dans le théâtre de 1600 à 1650/ Mme de Villedieu*“, Biblio 17-37, PFSCL, p. 302 und DeJean, 1997, S. 39, 54 u. 59

s'exprimer, que l'on remarque en plusieurs personnes, et *que nous admirons aux femmes, en qui principalement elle abonde*⁵⁸. [Hervorhebung, J. B.]

Mit dem „regne de la memoire“ ist ein zeitgenössisches anthropologisches Argument angesprochen. Frauen wurden im medizinischen Diskurs der Zeit von Natur aus größere Fähigkeiten zu „memoire“ und „imagination“ zugeschrieben.⁵⁹ Diese Eigenschaften machten sie besonders geeignet für die Spontaneität und den Einfallsreichtum, die im neuen höfischen Mündlichkeitsideal gefordert wurden: „Que les esprits judicieux ont moins d'esclat, que ceux en qui l'imagination et la memoire abondent.“⁶⁰ Allerdings entfernten sie dieselben Fähigkeiten von der Rationalität der Schriftkompetenz.

Eine systematische Analyse der frühneuzeitlichen medialen Gemengelage von Druckschriftlichkeit und Mündlichkeit und ihrer jeweiligen geschlechts- und standesspezifischen Zugänge und auch Zuschreibungen ist bislang Forschungsdesiderat geblieben.⁶¹

Beginnende Professionalisierung

Gab es in der Phase von 1640 bis 1660 eine zumindest tendenziell geschlechtsspezifische Zuordnung von kollektivem *salon writing* auf der einen und der Entwicklung eines modernen Konzeptes von Autorschaft auf der anderen Seite, so beanspruchen durch den Rückgang kollektiver Schreibprozesse in der nächsten Generation - von 1660 bis 1680 - zunehmend auch Frauen das Konzept moderner Autorschaft für sich. Neue verlegerische Strategien werden erprobt, und die Tendenz zur Professionalisierung und Signatur von literarischen Werken durch ihre Autorinnen wird ausgebaut.

Wenn es mir um die „Professionalisierungsfähigkeit der Frau“ (Hassauer) im 17. Jahrhundert geht, ist immer auch zu fragen nach der generellen Möglichkeit zur

⁵⁸ Nicolas Faret, *L'Honneste Homme ou L'art de plaire à la court*, Edition critique par M. Magendie, Paris 1925, 1925, p. 47

⁵⁹ Vgl. Ian Maclean, *Woman Triumphant. Feminism in French Literature (1610-1652)*, Oxford 1977, p. 11

⁶⁰ Faret, 1925, p. 57

⁶¹ Ansätze zu einer Erforschung dieses Verhältnisses hat auch Renate Baader unternommen, wenn sie von der Scheidung der Gelehrsamkeit und Konversation, von (männlichem) Buchwissen und einer (frauenorientierten) „geselligen Mitteilbarkeit“ spricht. Vgl. Baader, 1986, S. 217

Wahl des Berufs ‚Schriftsteller‘.⁶² Im 17. Jahrhundert wird Schreiben zunehmend als Arbeit anerkannt, und es ist nun auch legitim, Geld damit zu verdienen. Alvin Kernan hat die Beziehung unterstrichen, die zwischen der Entstehung eines Buchmarktes, der nur durch den Buchdruck ermöglicht wurde, und der Affirmation der Autorfigur existiert. Dieses neu entstehende Modell, das vor allem im 18. Jahrhundert durchgesetzt wird, bricht mit der klassischen Figur des gentleman-writer, der den multiplizierenden Druck verabscheut und seine Antipathie gegenüber einem Kommunikationsmedium zum Ausdruck bringt, das die alten Werte der Intimität und Rarität pervertiert. Die Realität der Drucktechnologie und die dazugehörige Marktökonomie privilegieren die Sichtbarkeit des Autors, der als originaler Schöpfer eines Werks auch einen Profit erwarten kann. Diesem neuen Verhältnis zum Druck wird in den *Dictionnaires* des ausgehenden 17. Jahrhunderts Rechnung getragen. In seinem *Dictionnaire universel* aus dem Jahr 1690 knüpft Antoine Furetière ein enges Band zwischen Autorschaft und Druck: «Auteur, en fait de Littérature, se dit de tous ceux qui ont mis en lumière quelque livre. Maintenant on ne le dit que de ceux qui en ont fait imprimer.»⁶³ Chartier verweist darauf, daß ein Jahrhundert zuvor die Drucklegung noch nicht für die Autorschaft konstitutiv war. Das 17. Jahrhundert ist gekennzeichnet durch ein Spannungsverhältnis und die Koexistenz von Patronage und literarischem Markt.

Der oben entworfene Zusammenhang zwischen Autorschaft und Druck scheint für weibliches Schreiben nicht so zwingend zu sein, denn Furetière schreibt: «On dit aussi d’une femme, qu’elle s’est érigée en Auteur, quand elle a fait quelque livre ou pièce de théâtre.» Die Effekte der Gutenberg-Erfindung auf weibliche Autorschaft sind für den französischen Kontext noch systematisch zu erforschen. So schreibt beispielsweise Mme de Villedieu⁶⁴, «j’ay eu la folie de consentir qu’on me

⁶² Vgl. zu den folgenden Ausführungen Chartier, 1996, p. 56 sv.

⁶³ Antoine Furetière, *Dictionnaire universel, Contenant generalement tous les mots françois tant vieux que modernes, & les Termes de toutes les Sciences et des Arts*, La Haye 1690 [ohne Paginierung]

⁶⁴ Zur Professionalisierung dieser Autorin ist zu sagen, daß sie neben Mlle de Scudéry die einzige Schriftstellerin war, die eine königliche Pension erhielt und auch eine der wenigen, die zumindest einen Teil ihrer Arbeiten signierte. Vgl. Gabrielle Verdier, “Madame de Villedieu and the critics: toward a brighter future”, in: M. R. Margitich et B. R. Wells (Hg.), „*L’Image du souverain dans le théâtre de 1600 à 1650/ Mme de Villedieu*“, Biblio 17-37. PFSCL. Paris; Seattle; Tübingen 1987, Actes de Wake Forest, pp. 323-338, p. 324

fit imprimer.»⁶⁵, und der Verleger von Mme de Saint-Baslemont gibt zu: „Il est vray que c'est contre son gré que ie vous la donne“, d. h., daß er das Buch „Les jumeaux martyrs“ ohne Zustimmung der Autorin gedruckt hat. Die Publikationsbedingungen und -möglichkeiten von Autorinnen bestätigen z. T. eine beginnende weibliche Professionalisierung⁶⁶ durch die Drucklegung, z. T. jedoch auch den schwierigen Umgang mit literarischem Eigentum, der allerdings nicht nur für Frauen prekär war.

⁶⁵ Marie Catherine Hortense Desjardins dite Madame de Villedieu, „Memoires de la vie de Henriette-Sylvie de Moliere“, in: Dies.: „*Oeuvres complètes*“, Volume II, Tomes 5 à 8, Slatkine Reprints, Genf 1971, pp. 276-369, p. 276

⁶⁶ Hier muß allerdings eingewendet werden, daß es eine aristokratische Ablehnung der Professionalisierung des Schriftstellerberufs gab, die sich in diesem Stand geschlechtsübergreifend abzeichnete. So haben auch Mme de La Suze und Mme de Sévigné beteuert, daß sie im Schreiben nichts als einen vergnüglichen Zeitvertreib sehen. Vgl. Baader, 1986, S. 66